

MICHAEL M. THURNER
Der unrechte Wanderer

Buch

Von der Treibgierde hält man sich besser fern, denn hier kämpfen abgeschottet vom Rest der Welt Hexen und Magicae gegeneinander. Der junge Eldar wurde mit seiner geliebten Harana in diesem Gebiet eingeschlossen. Nun, Jahrhunderte später, konnte Eldar entkommen. Doch er ist nicht frei, denn alles, was aus der Treibgierde kommt, gilt als Besitz desjenigen, der es gefunden hat. Eldar wird versklavt und misshandelt. Doch er hat ein Ziel, und das wird er niemals aufgeben. Er wird alles daransetzen, seine große Liebe Harana aus der Treibgierde zu befreien. Dafür lässt er sich sogar auf einen Pakt mit der Hexe Terca ein. Dabei ahnt er nicht, dass der Magier Pirmen nun erst recht alles tun wird, um ihn aufzuhalten. Eldar riskiert alles für seine große Liebe – sogar das Schicksal der gesamten Welt.

Autor

Michael Marcus Thurner, geboren 1963, veröffentlichte erste Romane im Rahmen der PERRY RHODAN-Fan-Edition, bevor er im Jahr 2002 als Stammautor in die ATLAN-Serie einstieg. Seit Anfang 2005 schreibt Thurner als festes Mitglied im PERRY RHODAN-Team. Der Autor lebt und arbeitet in Wien.

Besuchen Sie den Autor unter: www.mmthurner.at

Von Michael Marcus Thurner im Blanvalet Verlag erschienen:

Der Gottbettler (26942)

Der unrechte Wanderer (26404)

Michael M. Thurner

Der unrechte Wanderer

Roman

Originalausgabe

blanvalet



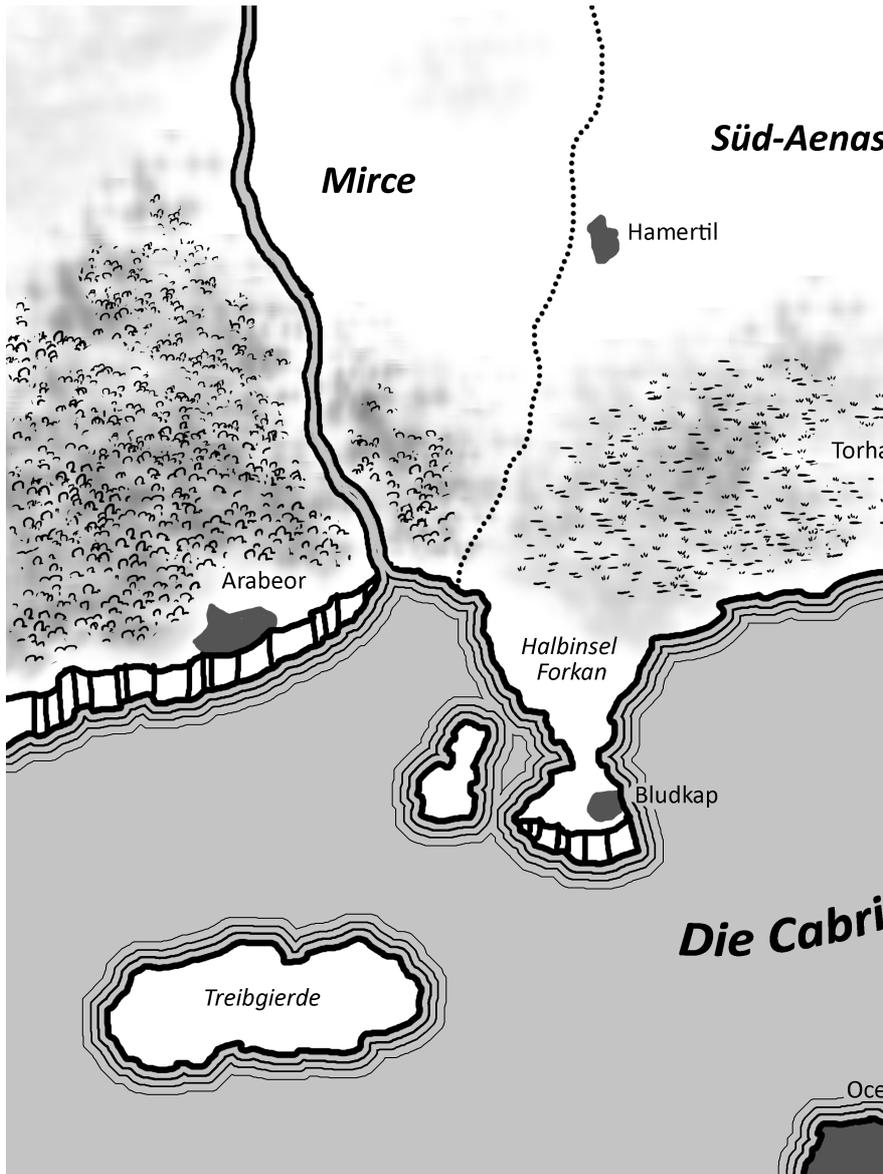
Verlagsgruppe Random House FSC® N00I967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

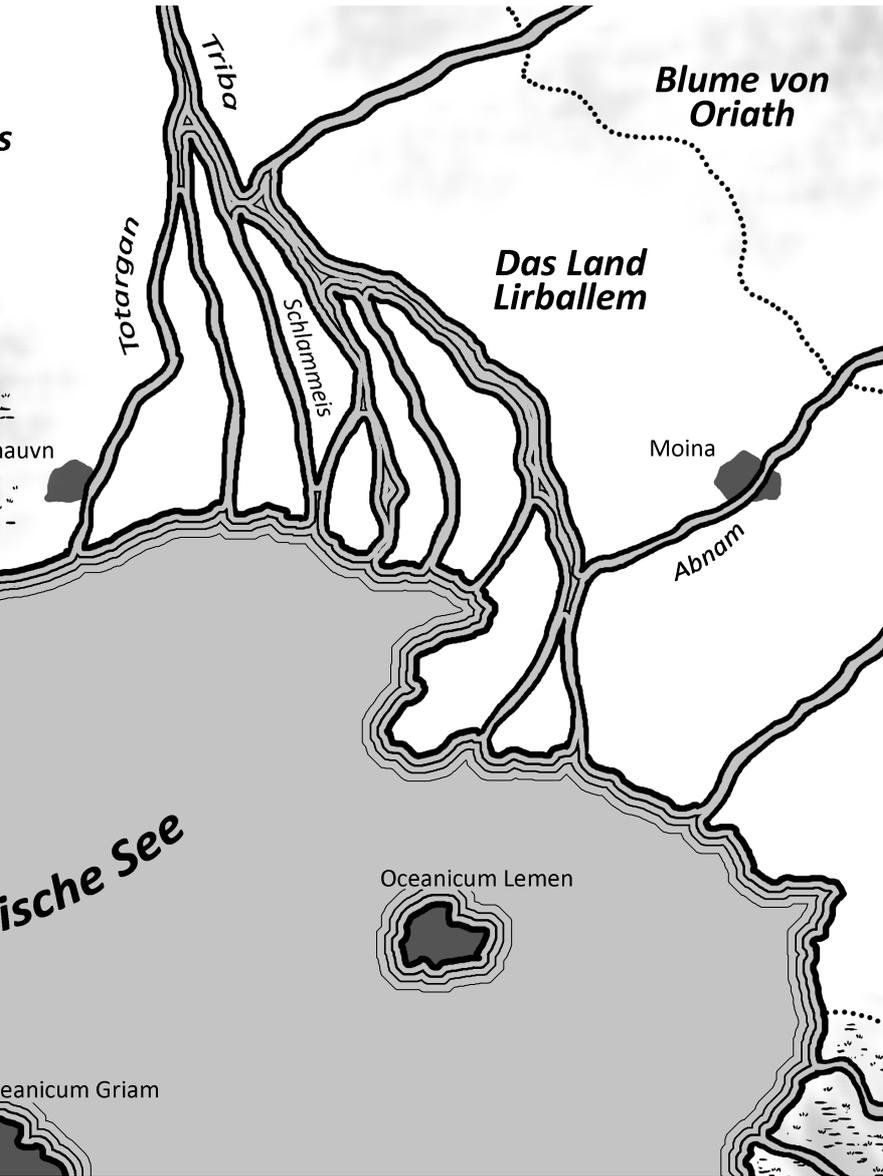
I. Auflage
Originalausgabe April 2015 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2015 by Michael Marcus Thurner
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur Schmidt & Abrahams
www.schrift-art.net
Illustration und Gestaltung: Melanie Miklitza, Inkcraft
Karte: © Jürgen Speh
Lektorat: Simone Heller
HK · Herstellung: sam
Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-26404-9

www.blanvalet.de

Personarium:

Eldar
Amelia Dusong
Terca
Pirmen Courtix
Bliya
Gafelay
Loisie
Nerbo Falthaut





I. Terca

Und so begann es . . .

Sie schreckte hoch. Ihre Gedanken, eben noch verloren in den Nebeln einer unendlich lange zurückliegenden Vergangenheit, fanden in die Wirklichkeit zurück. Jemand schrie, und es war sie selbst, die nicht aufhören konnte zu brüllen, und damit alle anderen Wicca der wandernden Hexenburg aus dem Schlaf riss.

Sie fühlte ein Durcheinander, das immer weiter um sich griff. Ihre Freundinnen, Helferinnen und Kolleginnen wurden von demselben Schrecken erfüllt wie sie selbst. Sie wusste es, denn sie teilten sich ihr mit, auf eine Art und Weise, die nur Frauen beherrschten und die nur Frauen verstanden.

Bliya kam in das Schlafgemach gestürzt, mit wehendem Nachtkleid, mit offenen Haaren, mit als Hiebwaffe erhobenem Stock. »Ist dir was geschehen?«, fragte die Freundfeindin und blickte sich nach allen Seiten um. Der dünne Stoff ihrer Wäsche flatterte im Wind, der auch während der dunklen Stunden durch die Hexenburg fegte. Der Mond warf lange Streifen von Licht durch die Bretterspalten. Unmittelbar vor dem Bett blieb Bliya stehen. Breitbeinig, in Verteidigungshaltung.

»Mir geht es gut«, sagte Terca und konnte dabei nicht verhindern, dass ihre Stimme zitterte.

Bliya entspannte sich ein wenig, blieb aber dennoch wachsam. »Hast du schlecht geträumt?«

»So könnte man sagen.« Terca fröstelte. Sie zog die Daunendecken über die Schultern. Winzige schwarze Federn wurden aus einem Loch im fadenscheinigen Stoff ihres Polsters gepresst. Sie flogen hoch und trieben dahin im Lichterschein, bevor sie sacht wieder zu Boden sanken und dort seltsame Muster zeichneten.

»War es ein Wissenstraum?«

»Ja.« Terca griff nach der Hand der Frau, die Freundin und Feindin gleichermaßen war. »Es hat begonnen.«

»Was hat begonnen?«

»Der Kampf um die Herrschaft. Der Kampf zwischen unserem Geschlecht und dem der Magicae.«

»Ich dachte, der wäre ohnedies seit Jahrtausenden im Gang.«

»Du redest von Gefechten und von Scharmützeln. Ich spreche von großen Entscheidungen, die bald fallen werden.«

Bliya setzte sich zu ihr an den Rand des Bettes und ergriff ihre Hand. Sie war heiß und feucht. »Kannst du fühlen, wer diese letzte Schlacht für sich entscheiden wird?«

»Natürlich nicht, Dummerchen.«

»Aber du bist dir sicher, dass ...«

»Es tut sich Entscheidendes. An den Außengrenzen der Treibgierde. Es dauert nicht mehr lange, dann wird etwas Altes, Neues auf den Plan treten. Wir Wicca müssen uns so gut wie möglich vorbereiten, wollen wir die nächsten Monate überleben.«

»Du machst mir Angst, Terca ...«

Die Freundfeindin roch schlecht. Nach nächtlichen Spielereien, die mit Exkrementen, Blut und Fleisch zu tun hatten. Sie verbreitete ein Odeur von Untergang, sodass sich Tercas Übelkeit noch steigerte. »Wir müssen uns in Acht nehmen, Bliya«, sagte sie.

»Ich mache mir keine Sorgen, solange du an unserer Seite bleibst.« Bliya küsste sie auf die Wange.

»Du bist zu freundlich«, sagte Terca steif und bemühte sich, möglichst flach durch den Mund zu atmen. »Aber nun geh und sorg dafür, dass in der Burg so rasch wie möglich wieder Ruhe einkehrt. Und schick mir den Malekufte.«

»Was willst du denn von unserem Riesenkalb?« Bliya schnaufte verächtlich.

»Er hat einen Auftrag für mich zu erfüllen«, sagte Terca. »Und nein, ich werde dir nicht sagen, worum es dabei geht.«

Terca ignorierte die zornigen Blicke der Freundfeindin und wartete, bis diese den Raum verlassen hatte. Dann erst stand sie auf, zog den Morgenmantel über, entzündete einige Kerzen und setzte sich an den Schreibtisch. Mit klammen Fingern schrieb sie einige Gedanken nieder, faltete die Gummerblätter und versiegelte sie.

Der Malekufte kam hereingestapft. Terca musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, dass er es war. Er war überraschend schnell gekommen.

»Mhm?«, stieß das tierähnliche Wesen hervor und beugte sich zu ihr herab.

»Du bringst diese Nachricht so rasch wie möglich zu *diesem da*.« Sie deutete auf eines der vielen mit schwarzer Kreide gezeichneten Bilder, die ihren Arbeitsplatz einrahmten. »Du beantwortest keine seiner Fragen. Du gibst dich nicht mit seinen Untergebenen ab. Du sagst niemandem, wer und was du bist. Danach kehrst du auf direktem Wege zurück, ohne irgendwo Rast zu machen, und erstattest mir Bericht. Verstanden?«

»Darf ich zwischendurch ein wenig grasen, Hohe Frau?«

»Du bekommst Heu, so viel du willst, sobald du zurückgekehrt bist. Das bestduftende Heu, das du dir vorstellen kannst, vermengt mit Kleie.«

»Auch Panschwasser, Hohe Frau?«

»Ja. Einen Krug für dich, wenn du bereits übermorgen dein Ziel erreichst und die Botschaft übergibst.«

Der Malekufte stank penetrant, doch es haftete ihm auch eine ganz besondere Duftnote an, die Terca eben erst wahrgenommen hatte. An ihrem Bett. Im Beisein Bliyas.

Sie zählte zwei und zwei zusammen, und das Ergebnis überraschte sie keineswegs. Die Freundfeindin hatte Bedürfnisse, die weit über die anderer Wicca hinausgingen. *Kein Wunder, dass unser freundlicher Riese so rasch hierbergefunden hat. Er war mit Bliya zugange, als ich aus meinem Traum erwachte und die Burg in Unruhe versetzte.*

»Mhm, Hohe Frau. Ich mache, was du sagst.«

»Ich weiß, mein Freund. Das tust du doch immer. Und bei jeder von uns, nicht wahr?« Terca knuffte dem Malekufte gegen den Oberschenkel und wies ihn dann aus dem Raum. Er tapste schwerfällig davon, verschloss die Tür von außen, und Terca war wieder allein.

Sie blies die Kerzen aus und blieb für eine Weile in der Dunkelheit sitzen. Der Mond war nun von kleinen Wölkchen überzuckert. Weit voraus, am Horizont der endlos wirkenden Ebene des Baderlandes mit seinen vielen sanften Hügeln, erahnte Terca durch eine der Bretterspalten einen Schimmer von Gelbrot. Der Morgen war nicht mehr weit. Das Rot wurde rasch stärker. Es gewann an Feuer und Kraft. Bald schon würde sich der glühende Ball der Sonne über das Grün des Landes erheben und den Bodennebel auflösen. Doch die Tage wurden kürzer, und es dauerte nicht mehr lange, da würde Morgenfrost die Gräser zum Klirren bringen. Der Herbst würde Einzug halten, gefolgt von einem eisigen Winter, wie Terca wusste.

Doch was die Wicca nicht zu sagen vermochten, war, ob sie und alle, die an ihrer Seite standen, das nächste Frühjahr erleben würden.

2. Hackfresse

Scheißel!«, schimpfte Mano die Latte. »Verfaulte Fische und einige Stoffreste! Stinkende, wurmzerfressene Fische! Das ist alles, was wir in den letzten Wochen gefangen haben. Scheißleben! Scheißsauterei!«

»Halt's Maul und zerleg das Ding! Vielleicht hat's etwas verschluckt, das wir essen können.«

»Was du für einen Unsinn daherlaberst, Hackfresse! In totem, zerteiltem Fisch findet sich niemals irgendetwas.«

»Fangaro hat erzählt ...«

»Ja, ja, Fangaro hat erzählt«, öffte Mano die Worte seines Partners nach. »Einen Scheiß geb ich auf das, was dein Weisbruder daherredet. Er lügt, sobald er nur das Scheißmaul aufmacht.«

Hackfresse erhob sich, das kleine Boot geriet ins Wanken, doch der Sauter tarierte die Schwankungen mit der Erfahrung mehrerer Jahrzehnte auf See aus. »Du vergisst, wen du vor dir hast, Latte! Du hast mir nicht ins Wort zu fallen. Du wirst weder meine Anverwandten noch mich beleidigen! Oder hast du vergessen, wo dein Platz ist?«

Mano die Latte zuckte zusammen. Er rutschte Richtung Bug, so weit er nur konnte, und zog den Kopf zwischen die Schultern. »'s tut mir scheißleid, Hackfresse«, flüsterte er. »Du bist der Häuptling, ganz klar, und du bezahlst mich.

Ich muss halt dauernd an die beiden Weiber denken, die an Land auf mich warten. Eines allein könnte ich mit dem ernähren, was ich aus Mutter Cabri fische. Aber das andere, das will dauernd schöne Dinge von mir haben. Sonst verrät mich Tonya an mein Eheweib und sucht sich einen anderen Stecher.«

»Wie wäre es, wenn du zu Hause bleiben und nicht in der Gegend herumhuren würdest?«

»Sag das dem da.« Mano deutete auf seine Leibesmitte. »Ich möchte ja brav und treu und so sein. Aber wenn ich dieses dralle, junge Ding ansehe und es mit dem Arsch wackelt, dann weiß ich nicht mehr, was ich tue, Scheiße noch mal.«

»Das weißt du auch sonst nicht.« Hackfresse zuckte mit den Achseln. Es ging ihn nichts an, was Mano die Latte anstellte. Er war ein guter Seemann und verstand etwas von den in diesen Breitengraden vorherrschenden Winden. Das allein war entscheidend.

Hackfresse nahm seinem Begleiter die Fischreste aus der Hand, pflückte sie auseinander und warf die Pampe dann enttäuscht über Bord. »Komm, lass es uns weiter westwärts versuchen.«

»Bei den Scheiß-Karam-Felsen? Dort haben wir noch nie einen guten Fang gemacht.« Mano rappelte sich hoch, starrte argwöhnisch auf einige rasch aufziehende Wolkenbänke und nahm ein Tau in die Hand, als fände er Sicherheit in der Berührung des grob gedrehten Seilwerks.

»Schlechter als hier kann's nicht werden.« Hackfresse rieb sich über die wie immer stark entzündete Wangenhaut. Er hielt die Nase in den Wind und schnüffelte. »Krimen und Matty Arschlöffel haben's für diese Woche bereits bleiben lassen, Fangaro versucht sein Glück im Osten. Wann hat man schon die Chance, einen derart langen Streifen entlang der Treibgierde

absuchen zu können, ohne mit den netten Kumpels um die Pfründe streiten zu müssen?»

»Na schön. Wenn du's sagst, Hackfresse.« Mano runzelte die Stirn, als hätte er etwas vergessen. Doch nach einigen Augenblicken hellte sich sein Gesicht auf. Er erinnerte sich und sagte: »Scheiße. Scheiße noch mal.« Er nickte Hackfresse zu, griff nach dem schmutzigen Tuch und setzte das Dreikant. Ihr Boot nahm Fahrt auf.

»Scheiße, das gibt's doch gar nicht!«

Mano zuckte zusammen. »So ein böses Wort hab ich von dir noch nie gehört, Hackfresse.«

»Das wirst du auch niemals mehr wieder hören, Latte. Aber schau doch mal! Siehst du das Ding? Es fällt gleich aus der Treibgierde raus, und dann gehört es uns!«

»Ich seh's ja. Ist toll, wirklich, Scheiße. Es ist groß, es bewegt sich, es wird bald in die Cabri kippen. Aber ich versteh trotzdem nicht, warum du so aufgeregt bist.«

»Das ist kein totes Ding, Latte! Das ist etwas Lebendes. Sieh doch nur, es zappelt wie ein Fisch an Land, es will sich mit aller Macht aus der Treibgierde befreien.« Ehrfürchtig wiederholte Hackfresse seine Worte: »Etwas Lebendes.«

»Na, dann helfen wir ihm, damit es auch so bleibt. Lebendig, mein ich.«

Hackfresse starrte seinen Partner überrascht an. Er sagte doch tatsächlich etwas Vernünftiges, und das, obwohl noch nicht mal die Hälfte des Tages vorüber war und Mano keinen einzigen Schluck vom Panschwasser genommen hatte.

»Yey. Recht hast du.« Hackfresse holte die Riemen aus dem Verschlag, steckte sie in die Dollen und begann zu rudern. Sein Kumpan unterstützte ihn. Was Mano an Verstand fehlte, machte er mit Kraft und Ausdauer wett; sein Ruderschlag ließ

sie rasch durch das unruhige Wasser pflügen, auf das Ding zu, das sich verzweifelt schüttelte, während es aus der Treibgierde zu gelangen versuchte.

Ein Gewitter zog auf. Hackfresse konnte es riechen und schmecken. Sie hatten nicht viel Zeit, das lebende Ding zu befreien. Ihr Boot war viel zu klein, viel zu fragil und viel zu alt, um einen Sturm nahe der Treibgierde zu überstehen. Die Karam-Felsen waren bloß ein paar hundert Ruderschläge entfernt. Zwischen den bis zu fünfzehn Meter aus dem Wasser ragenden Klippen würden sie Zuflucht finden. Wenn sie es denn rechtzeitig dorthin schafften.

»Mach schon, mach!«, trieb Hackfresse Mano an. Er beobachtete das Ding. Es schüttelte und beutelte sich, bewegte sich ungewöhnlich rasch und rotierte, arbeitete verzweifelt. Hackfresse konnte nach wie vor nicht erkennen, was es eigentlich war. Es war mit der Treibgierde verwachsen und somit in einer anderen Zeit gefangen.

Vor langer Zeit hatte einer der Dorfälteren ihm davon erzählt. Biwun hatte er geheißt; ein zahnloser Bastard war er gewesen und alles andere als weise. Er hatte tagtäglich im Morgengrauen, wenn sich die Frauen am Fluss gewaschen hatten, im Gebüsch gestanden und hatte sich einen runtergeholt, und irgendwann einmal war er daran gestorben. Man hatte ihn verheddert im Busch gefunden, mit offenem Hosenstall, mit einem glücklichen und zahnlosen Lächeln im Gesicht.

Wenige Monate zuvor hatte Biwun Hackfresse erzählt, wie das mit der Treibgierde denn so war. Als ältester Sohn war Hackfresse auserkoren gewesen, einmal als Fischer und Sauter für den Familienunterhalt zu sorgen.

Der Greis hatte Begriffe verwendet, die Hackfresse nicht verstanden hatte. Von unterschiedlichen Zeitläufen und Anpassungsproblemen und so. Von einer Schlacht, die im

Inneren stattfand, eine Auseinandersetzung zwischen Wicca und Magicae, die seit vielen hundert Jahren lief.

Es hatte Hackfresse nicht sonderlich interessiert, was Biwun erzählte. Ein Mädchen hatte am Felsstrand auf ihn gewartet, mit rot glühenden Wangen und neugierig auf das, was er in der Hose hatte. Da war in seinem Kopf kein Platz für irgendwelche Geschichten über die Treibgerde gewesen.

Hackfresse fluchte. Hätte er doch bloß besser aufgepasst und sich weniger auf das Mädchen konzentriert! Sie war wenig später in Anders Beißwuts Hütte gezogen und hatte inzwischen eine vage Ähnlichkeit mit einem Seeross. *Wobei ich allerdings schon hübschere Seerösser gesehen habe . . .*

Einerlei. Fette Beute wartete auf sie. Womöglich der Fund ihres Lebens. Etwas, das sich um viel, viel Geld an die reichen Pfeffersäcke in den Steilstädten verkaufen ließ.

Womöglich kann ich mir ein neues Boot kaufen. Oder gar ein zweites, in das ich Fangaro setzen und für mich auslaufen lassen kann. Dann wird er endlich das Maul halten, dieser aufgeblasene Arsch von einem Schwager, wenn ich ihn wie einen Fußabtreter behandle!

Sie waren bis auf zehn Mannslängen an den Rand der Treibgerde heran. Donner grollte. Im Westen streiften erste Regenfäden übers Wasser. Es frischte auf. Wellen gischteten am Horizont hoch und brachen, so als würden sie auf Land treffen.

»Beidrehen!«, befahl Hackfresse. Er zog seine Ruder aus den Dollen und stand auf, während Latte weiterhin mit aller Kraft gegen Mutter Cabri ankämpfte.

Fünf Mannslängen noch. Das Aussehen des Geschöpfs, das in der Treibgerde steckte, war noch immer nicht auszumachen. Es gab seltsam hohe Töne von sich. Vielleicht hatte es Schmerzen, vielleicht hörten sie seine Todesschreie.

»Scheiße!«, rief Mano über den stärker werdenden Sturmwind hinweg. »Das is'n Mensch!«

Hackfresse betrachtete das sich bewegende Bündel und versuchte zu erkennen, was Mano sah. Unmöglich! Noch nie hatte ein Bewohner seines Dorfs einen lebenden Menschen aus der Treibgerde ins Freie gebracht! Ein Kerl aus Byastnuch hatte mal behauptet, dass sein Großvater ein Kind herausgezogen hätte, aber die Byastnucher logen bekannterweise, sobald sie's Maul aufmachten.

Hackfresses Vater hatte vor vielen Jahren einen weißen, ganzen Knochen mit nach Hause gebracht, der womöglich mal im Oberschenkel eines Mannes gesteckt hatte. Der Alte hatte ihn gereinigt und vor die Tür gehängt, sodass er bei starkem Wind gegen einen kleinen Kupferkessel geklappert und seltsame Töne erzeugt hatte. Irgendwann war er verschwunden, wohl von einem der Dorfhunde geklaut und verbuddelt.

Aber ein ganzer Mensch, der aus der Treibgerde ins Freie quoll? Einer, der noch lebte?

Und doch ... Je länger Hackfresse das Ding betrachtete, desto mehr schien ihm, als hätte Mano recht.

»Noch näher ran!«, wies er seinen Gefährten an. Der gehorchte; mit zusammengebissenen Zähnen kämpfte Latte gegen die immer stärker werdende Strömung an und legte das Boot längs zur Außenwand der Treibgerde. Sie waren nun so nahe, dass Hackfresse sich bloß von der Reling hätte abstoßen müssen, um diese unheimliche Wand zu berühren.

Er griff nach dem bereitgelegten Seil und formte eine Schlinge. Drei Würfe benötigte er, um den Körper des Dings zu erwischen und das Tau eng darum zu legen.

Der Boden schwankte mehr, als es Hackfresse recht war. Er zog und zerrte, immer heftiger, immer aufgeregter. Sein Herz raste. Er hatte Angst. Angst vor der Berührung mit der Treibgerde. Das Zeug würde ihn verschlingen und niemals mehr wieder freigeben. Und er hatte Angst vor dem, was er

da befreite. Vielleicht hatten sie einen Magicus erwischt, eines jener Wesen, die Schuld daran trugen, dass ein derart großer Teil der Cabrischen See von der Außenwelt abgeschnitten war, dass es selbst mit dem schnellsten Segler drei Tage dauerte, um ihn zu umrunden.

Hackfresse konzentrierte sich auf seine Arbeit. Tinte hatte ihm gesagt, dass zu viel Nachdenken schädlich war. Es bereitete bloß Kopfschmerzen und brächte ihn auf dumme Ideen. Ein Mann sollte arbeiten und dafür sorgen, dass täglich Essen auf den Tisch kam. Das Denken sollte er getrost ihr überlassen, seinem Weib.

»Zieh!«, feuerte sich Hackfresse selbst an. Und wieder: »Zieh!«

Die Treibgierde gab das Ding ruckweise und höchst ungern frei. Der Körper ähnelte dem eines überdimensionierten Wurms. Da waren keine Arme, keine Beine. Bloß eine von weißem Schleim umhüllte Masse, deren vorderster Teil Ähnlichkeit mit einem Schädel hatte.

Hackfresse schrie und ächzte und zog und zerrte – und endlich gab die Treibgierde ihr Opfer frei. Der weiße Wurm fiel mit einem lauten Platschen ins Wasser. Mano drehte augenblicklich das Boot quer und ruderte, was er konnte. Er tat das einzig Richtige: Er sah zu, dass sie so rasch wie möglich von der Hülle wegekamen.

Erste heftige Brecher des Sturms waren heran. Sie schlugen schwer gegen die Seite, brachten das Schiff noch mehr zum Schaukeln.

»Mach schon, hilf mir!«, rief Latte.

Hackfresse antwortete nicht. Erst musste er die wertvolle Fracht einholen. Er zerrte am Seil, Griff über Griff, und hievte die Beute mit einem kräftigen Ruck über die Reling, wälzte sie in den Bug, schöpfte einen Teil des darin angesammelten

Wassers und setzte sich dann hinter seinen Begleiter, um nun selbst zu den Rudern zu greifen.

Gemeinsam arbeiteten sie gegen den Sturm. Er pfiß über sie hinweg, brachte Graupelschauer, feinste Eisklumpen, die gewiss die Götter geschickt hatten, weil sie es gewagt hatten, der Treibgierde ein Ding zu entreißen und Mutter Cabri zu trotzen.

Hundert Ruderschläge brachten sie nur wenige Mannslängen vorwärts, die Strömung arbeitete gegen sie. Die Karam-Felsen wirkten wie ein fernes, unerreichbares Zauberreich, in dem Frieden und Ruhe herrschte und das sie niemals erreichen würden. Ihr Boot schaukelte hoch und nieder wie ein Korken, der Boden füllte sich immer mehr mit Wasser. In Hackfresses Mund war Salz, in seinen Augen und Ohren war Salz. Algenschlangen, die einzelne Brecher mit sich brachten, legten sich quer über seine Arme, immer wieder musste er sich von dem Zeug befreien und dafür seinen Ruderschlag unterbrechen.

Das Ding im Bug stöhnte. Aus dem Wurmkokon schälte sich eine menschliche Gestalt. Die weiße Umhüllung schmolz dahin wie das Eis auf dem Felsland der Norde in den kurzen Sommermonaten. Etwas, das klein und zart und zerbrechlich wirkte, kam daraus hervor.

»Weiter!«, rief Mano, als wollte er sich erneut selbst anfeuern. Er wiederholte das Wort ein ums andere Mal, und mit jeder Wiederholung spannten sich seine gewaltigen Muskelpakete wieder an, nimmermüde, in einem Rhythmus, den Hackfresse kaum mitgehen konnte.

Das Wasser wurde allmählich ruhiger, die Karam-Felsen gelangten in greifbare Nähe. Hackfresse schaufelte wiederum Wasser aus dem Boot und drehte dann den japsenden, ächzenden Weißwurm so, dass er nicht ertrinken würde.

Warum kam er nicht zu sich? Warum half er ihnen nicht? Was war das bloß für ein Fang?

»Weiter!«, rief Mano die Latte. Die Riemen ächzten in den Dollen und bogen sich. Das kleine Boot schaukelte kaum kontrollierbar von einem Wellenberg zum nächsten. Für Sekunden kam es quer zu den herabstürzenden Wassermassen zu liegen, und nur unter größten Mühen konnte Hackfresse es wieder drehen.

Da waren die Felsen. Spitz und scharfkantig, von schäumendem Wasser umtost. Das Gestein ragte aus Gründen, die bloß die Götter kannten, aus Mutter Cabri empor wie im Kreis angeordnete spitze Titten. Der Meeresgrund war hier bei ruhiger See gut zu erkennen, das Wasser fast grün. Jetzt aber drohten Dunkelheit und jene Räuber, die die Gunst der Stunde nutzen wollten.

Streifenkomare pflügten durch das Nass, lauernnd, auf der Suche nach Nahrung, die aus den Tiefen bei Sturm und veränderten Strömungen hochgedrückt wurde. Die warzenübersäten Köpfe der Komare lugten immer wieder aus dem Wasser. Kleine Augen funkelten böseartig, in den Mäulern zeigten sich zwei Reihen spitzer Zähne.

»Pass auf! Achtern!«, schrie Mano. Und dann: »Luv!«

Es brauchte nicht mehr Worte. Latte und er verstanden sich prächtig, insbesondere in Augenblicken wie diesen. Sie wichen zwei Streifenkomaren aus, einem dritten hieb Hackfresse mit dem Riemen über den silberweiß gestreiften Schädel. Das Tier zischelte, warf sich auf den Bauch und ließ den langen Schwanz über das Deck des Bootes gleiten. Dann verschwand es, wie auch seine Artgenossen. Sie würden wiederkommen. In einem Schwimrudel von zehn oder noch mehr Exemplaren. Mano und ihm blieb nicht mehr viel Zeit, um in Sicherheit zu gelangen.

Riesenquallen, alte und schwache Seerösser sowie achtarmige Schwarzkleckser waren die bevorzugte Beute der Streifenkomare. Menschenfleisch mochten sie nicht besonders; doch wenn sie hungrig waren und in Raserei verfielen, nahmen sie auch damit vorlieb.

»Zwischen den beiden Felsen hindurch!«, rief Mano über das Getöse hinweg und deutete auf zwei der größeren Steintitten.

»Das schaffen wir nicht!«, antwortete Hackfresse, ebenfalls schreiend.

»Und ob! Ich hab die Scheißwellen gezählt. Es kommen drei starke, dann zwei mittelstarke, dann eine Handvoll schwache. Die müssen wir ausnutzen.«

Eine Handvoll ... Mano die Latte hatte niemals verstanden, dass es Zahlenbegriffe gab, die über die Zahl der Finger an einer seiner Hände hinausgingen. Als seine Frau nach dem vierten Balg mit Zwillingen aufgewartet und das halbe Dutzend vollgemacht hatte, hatte er nächtelang durchgesoffen. Er würde seine Kinder niemals durchzählen können, und dieser Gedanke hatte ihm gehörige Kopfschmerzen bereitet.

O ja, er war ein Schwachkopf mit dem Verstand eines Regenwurms – und der beste Gefährte auf See, den man sich nur vorstellen konnte.

Mano zählte, während Hackfresse den Mast drehte und das Dreikantsegel so gut es ging in den Wind stellte. Es flatterte im Sturm und drohte, jeden Moment zu reißen. »Jetzt!«, schrie Latte.

Hackfresse setzte sich, packte die Riemen und folgte dem Takt seines Kumpan. Sie flogen dahin, auf die Felsen zu, viel zu weit leewärts, wurden von einer Welle ausgehoben, fanden sich auf einmal wieder um drei Ruderschläge zurückversetzt. Noch war Zeit, noch konnten sie es schaffen!

Hackfresses Muskeln schollen an. Sie schmerzten ebenso wie seine Beine, sein Hals, sein Bauch. Selbst die Zähne taten weh. Er legte alles in die rasch geführten Ruderschläge.

»Ja!«, brüllte Mano. »Wir haben's gleich!«

Eine gewaltige Woge gischtete über den Fels leewärts. Ihr Boot stand mit einem Mal halb unter Wasser, drohte zu kentern. Latte scherte sich nicht darum. Wie ein Verrückter drosch er mit seinen Rudern auf das Wasser ein, noch rascher und mit noch mehr Kraft. Er wuchs über sich hinaus, und Hackfresse wusste seinem Rhythmus nicht mehr zu folgen. Das Dreikant riss, das Tuch, mit Wasser vollgesogen und schwer, schlug über sein Gesicht. Es fühlte sich an, als hätte ihm Matty Arschlöffel mehrmals mit seinen bratpfannengroßen Fäusten eines übergezogen. *Weiterrudern!*, dachte er betäubt. *Einfach weiterrudern!*

Er starrte in klare hellblaue Augen. Das kleine Menschending kam zu sich. Es richtete den Oberkörper auf und sah sich um. Interessiert und wachsam, ohne einen Funken von Angst zu zeigen.

»Schöpf Wasser!«, rief Hackfresse dem Ding zu. »Los, mach schon!«

Es ignorierte ihn. Es legte den Kopf gegen die Reling und grinste blöd vor sich hin wie ein verträumter und verliebter Junge. Es war verrückt, keine Frage. Von dieser Seite konnte er sich keinerlei Hilfe erwarten.

Die Felsen! Sie waren gleich in Sicherheit! Zwei weitere Ruderschläge, und sie hatten es ins Innere der seltsamen Formation geschafft. Nur noch einen und ...

Etwas schlug heftig gegen den Bug des Bootes. Das Geräusch übertönte sogar das Toben des Wassers. Ein weiterer Aufprall steuerbords brachte es beinahe zum Kentern. Die darauffolgenden Schläge beschädigten das Holz. Es zerbarst, unterarm-

lange Splitter flogen umher. Einer traf Hackfresse im Bereich seines Magens und blieb dort stecken.

Seltsam. Es tut gar nicht weh . . .

Rings um sie waren riesige Aale, Streifenkomare, deren silberne Rücken ein verwirrendes Bild zeichneten.

»Das sind mehr als ... als ... das sind scheißviele!«, rief Mano. »Das schaffen wir nie!« Er stand auf und hieb mit einem Ruder auf die Viecher ein. Sie wanden sich, drehten sich, brachten das Wasser zum Schäumen, während das Unwetter seinem Höhepunkt zusteuerte. Da war kalter Wind, der Eiskörnchen mit sich brachte. Sand, der über die Haut rieb, von irgendwo hergeweht. Salz, das in blutende und entzündete Hautstellen biss. Wasserberge, Wassertäler, ein Auf und Ab, ein Hoch und Nieder. Streifenkomare, die sich im Holz verbissen und es stückweise ausbrachen. Die mit ihren Schädeln gegen Bug und Heck prallten, während die rettenden Felsen zum Greifen nahe waren . . .

»Das Muttervieh!« Hackfresse deutete auf einen abnorm langen Streifenkomaren, der sich abseits hielt. Sein Körper wand sich wie in Ekstase hin und her. Das Gebiss klapperte laut und unregelmäßig, als würde das Tier sprechen und seiner Brut Anweisungen geben.

Mano zog das Messer. Er wog es sorgfältig in der Hand und schleuderte es dann mit selten gesehener Präzision. Er traf, genau zwischen die Augen des Muttertiers. »Da hast du's, du Scheißvieh!«, brüllte Latte.

Blut spritzte, und für wenige Augenblicke kehrte Stille ein. Da war kein tosendes und schäumendes Wasser mehr, kein Donner, kein Platschen, kein Zischen und Schnappen und Fauchen der Komare. Mutter Cabri hielt den Atem an.

Das Muttertier lag ruhig im Wasser, Blut blubberte aus der Wunde. Die Köpfe der Brut wandten sich ihm zu, lang-

sam und behäbig. Kiefer, die eben noch gierig in Richtung des Bootes geschnappt haben, klappten nun zusammen. Die Streifenkomare lauerten. Sie warteten auf den Tod des riesigen Geschöpfs.

Das Muttertier klackerte mit den Zähnen, als würde es seine Brut auslachen. Es schüttelte sich, anfangs behäbig, dann immer wilder. Sein mächtiger Körper schoss hoch in die Luft und platschte schwer ins Wasser zurück, und als wäre das ein Zeichen dafür, dass das Leben weiterging, kehrten auch die Wellen und all die hässlichen Geräusche zurück.

Hackfresse hockte sich nieder. Er umklammerte mit einer Hand die Reling, mit der anderen die Fetzen des Dreikants. Das gab ihm Halt in dieser grausamen Welt, in der es bloß Fressen oder Gefressenwerden hieß. Er beobachtete den riesigen Streifenkomaren, wie er um sein Leben und die Vorherrschaft in seinem Rudel kämpfte. Er streifte mit seinem Körper die Felsen entlang und warf sich dagegen, schüttelte den Leib. So lange, bis das Messer aus der Wunde fiel und in den Tiefen des Meeres verschwand.

Die Brut trieb ruhig durch die aufgewühlten Gewässer. So, als rührte sie das Unwetter nicht. Sie warteten auf ein Zeichen der Schwäche des Muttertiers. Doch es kam nicht, ganz im Gegenteil: Es klackerte nun wieder mit den Zähnen und drehte den Aalleib durchs schäumende Wasser.

Das Boot drohte zu kentern, von neuen Brechern quer gelegt. Hackfresse hatte alle Hände voll zu tun, um die Schaluppe wieder unter Kontrolle zu bekommen. Mano war keine große Hilfe. Er stand bloß da, mit dem sicheren Tritt eines erfahrenen Sauters, und ärgerte sich über den Verlust seines Messers.

Endlich fand Hackfresse Zeit, sich der unmittelbaren Gefahr zu widmen. Den Streifenkomaren und dem Muttertier, das mit Zischlauten und Zähneklappern seiner Brut Anweisun-

gen gab. Die Räuber wandten sich von der blutüberströmten Mutter ab und dem Boot zu. Wie Pfeile kamen sie angeschossen und fielen darüber her. Zwei Planken brachen weg, das Ruder knackste vernehmlich, von unten her drangen hässliche Geräusche an Hackfresses Ohren. Wasser sprudelte an mehreren Stellen ins Innere. Kalte Augen glitzerten ihn an. Weit aufgerissene Mäuler ließen ihn erkennen, welch grausamen Tod Mutter Cabri für ihn vorgesehen hatte. Mano und er starben, weil sie zu gierig gewesen waren. Hackfresse hatte geglaubt, den Fang seines Lebens zu machen – und würde dafür mit seinem Leben bezahlen. *Alles wegen dieses Dings!*

Und als hätte der zarte, schmale Mann seine Gedanken vernommen, stand er auf. Nach wie vor tat er so, als ginge ihn der Kampf um ihr Leben nichts an.

Er lächelte und sagte leise, aber dennoch gut hörbar: »Du weißt, was du zu tun hast.«

Hackfresse erahnte das Gesagte mehr, als dass er es verstand. Der Mann redete in einer Sprache, die kaum Ähnlichkeit mit seiner eigenen hatte, aber die Worte ergaben einen Sinn. Hackfresse wusste, was das Wesen aus der Treibgerde ihm riet.

Es war so wenig Zeit, um kluge Entscheidungen zu treffen. Hackfresse musste handeln, jetzt gleich, wollte er den Tag überleben und am Lagerfeuer von seinem Abenteuer als Sauter erzählen.

»Na dann«, sagte er, packte ein Ruder – und hieb das Blatt seinem Kumpel Mano über den Schädel.

Der drehte sich um. Er wirkte mehr überrascht denn verletzt. Er öffnete den Mund, um eine Frage zu stellen, die ganz gewiss mit einem »Scheiße« begann. Doch Hackfresse ließ ihn nicht mehr zu Wort kommen. Er schlug wieder zu, diesmal direkt ins Gesicht seines Freundes. Zähne splitterten, Blut spritzte, der Kiefer brach.

Noch immer stand Mano die Latte aufrecht. Er war *wirklich* langsam von Begriff. Womöglich wusste der Freund noch nicht, dass er umzufallen hatte.

»Jetzt mach schon!«, rief Hackfresse. »Tu mir den Gefallen.« Er stach Mano das Ruderblatt zwischen die Rippen und trieb ihn hin zum Heck des Bootes, dorthin, wo die meisten Streifenkomare lauerten.

Latte stolperte über ein Seil, verlor das Gleichgewicht. Griff um sich und versuchte, sich festzuhalten. An ihm, an Hackfresses regendurchnässtem Wams. Er wehrte die Hand ab. Er sah zu, wie sein Freund ins Wasser stürzte und mit einem satten Platschen unterging. Nach einigen Sekunden kam eine Hand hoch, dann ein Kopf, der wie eine zermatschte Tomate wirkte. Mano die Latte wollte etwas sagen, etwas rufen. Die Streifenkomare waren heran. Sie umringten ihn, bloß eine Körperlänge vom Boot entfernt. Ihre langen Körper zuckten aufgeregt hin und her, die Silberstreifen ihrer Rücken zeichneten ein verwirrendes Muster ins stürmische Nass.

Das Muttertier zischte einen Befehl, die Brut fiel über Mano her. Der ausgestreckte Arm verschwand zwischen zwei Zahnreihen, während der Rest des Körpers samt Kopf unter Wasser gedrückt wurde. In das Dunkel aufgewühlter Fluten mischte sich ein roter Farbton, der sich rasch verteilte und bald weite Kreise zog, die immer mehr ausdünnten.

Ein Komare blieb in der Nähe des Bootes, während die anderen Mitglieder der Brut um die Beute stritten. Der Komare hielt Manos Arm im Maul, schupfte ihn spielerisch hoch und fing ihn wieder auf. Es sah so aus, als wollte das Vieh Hackfresse verhöhnen.

Der kümmerte sich nicht weiter um das Schauspiel. Er packte die Ruder und schob das Boot vorwärts, zwischen die Karam-Felsen.

Seltsam. Was Mano und ihm gemeinsam so schwergefallen war, ging ihm allein nun leicht von der Hand. Er benötigte bloß wenige Herzschräge, um ins ruhige Gewässer zwischen die Felsnadeln zu gelangen und dort hinter einem der höchsten Steinbrocken Schutz zu finden. Die Streifenkomare blieben zurück, sie misstrauten dem flachen Wasser.

Hier herrschte ohrenbetäubende Stille. Der Wind war nicht zu hören, von den Sturmwellen nichts zu sehen. Handteller-große Krabben wanderten im hüfttiefen Wasser von einem Korallenstock zum nächsten, gut erkennbar, in völliger Ruhe und ohne sich um das Geschehen ringsum zu scheren. Ein dünnes, rotes Rinnsal verlief steuerbords und entlang des Bootes. Doch es verschwand rasch wieder und hinterließ bloß einen etwas dunkleren Schatten im Türkisblau des ruhigen Wassers, bis auch dieser sich auflöste.

Hackfresse sprang über die Reling und ins Wasser. Er fluchte über mehrere Seeigel, auf die er beinahe getreten wäre, und begutachtete die Schäden am Rumpf des Bootes. »Lässt sich alles wieder in Ordnung bringen«, sagte er. Er starrte das Menschending an. »Wenn du den Preis nicht wert bist, den ich für dich bezahlt habe, Kleiner, dann stirbst du den schlimmsten Tod, den du dir nur vorstellen kannst. Für dich habe ich meinen besten Freund geopfert.«

Der Fremde starrte ihn an. Ahnungslos, interesselos. »Geopfert?«, echote er leise. »Wovon redest du?« Er verdrehte die Augen und fiel mit dem Gesicht nach unten ins Wasser wie ein Sack Kohle.

3. Amelia Dusong

Amelia erwachte von ihrem eigenen Schrei. Sie richtete sich auf, wischte einige wirre Haarsträhnen aus dem Gesicht und sah sich um. Nach links, nach rechts. Die Waffenhand am Messer, das sie stets bei sich trug.

Da war nichts. Bloß das glosende Feuer, das der nächtlichen Dunkelheit ein klein wenig ihres Schreckens nahm.

Sie atmete tief durch und löste die Hand vom Messergriff. Was hätte sie jetzt gegeben für ein winziges Stück vom Glücksbrei! Wie lange war es her, dass sie sich das letzte Mal einen Batzen des Zeugs unter die Nase geschmiert hatte?

Sie warf einige Äste ins Feuer, pustete darauf und wartete geduldig, bis die Flammen aufloderten. Sie schenkten nur bescheidene Wärme. Doch in Zeiten wie diesen musste man sich mit dem kleinsten Glück zufriedengeben. Amelia lehnte sich zurück und rückte den zerschlissenen Mantel zurecht. Er war klamm und steif und feucht und dreckig. Doch sie hätte ihn niemals zurückgelassen und gegen ein besseres Exemplar eingetauscht. Er war ihre letzte Erinnerung an frühere, an bessere Tage.

Ein besseres Exemplar? Amelia kicherte. Wie sollte ich mir jemals einen Stoff leisten können, der nicht kratzt und nicht stinkt?

Sie starrte in den Himmel. Die Wolken hingen tief. Irgendwo in der Ferne blitzte es, dort ging ein gehöriges Unwetter nie-

der. Es war an ihr vorbeigezogen, hatte sie verschont. *Was bin ich doch für ein Glückskind . . .*

Amelia erinnerte sich an ihren Albtraum. Er hatte sich wie immer um ihre beiden Kinder gedreht. Um zwei Knaben, die umgeben von Luxus und Bediensteten aufgewachsen waren, um dann, nach dem Untergang der Stadt Moina, in den Dienst eines Heerführers des Gottbettlers gezwungen zu werden.

Was war mit Manvin und Golvin geschehen? Lebten sie noch, oder waren sie bei einer der Rückzugsschlachten niedergemetzelt worden, so wie sie es immer wieder in ihren Träumen sah?

Amelia wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Seltsam, dass sie nach all den Monaten und Jahren immer noch welche hervorbringen konnte. Sie hatte so oft und so lange geweint, dass man damit ganze Weinfässer hätte füllen können.

»Und was hat es mir gebracht?«, murmelte Amelia und gab sich gleich selbst die Antwort: »Gar nichts. Die Kinder sind nach wie vor weg, ich lebe immer noch wie der letzte Abschaum.«

Das hätte nicht sein müssen, flüsterte Menetekel. Du hättest meine Ratschläge befolgen sollen. Dann würde es dir heute gut gehen. Du würdest in einem richtigen Bett liegen, von Daunendecken bedeckt, hättest einen dir treu ergebenen Mann und hättest keine größeren Probleme als die Suche nach dem passenden Kleid für die nächste Abendgesellschaft.

Amelia ignorierte die Stimme tunlichst. Sie drang aus dem Nirgendwo an ihr Ohr und stammte von einem Wesen, das es bloß in ihrer Einbildung gab. Menetekel log, wann auch immer er sich bemerkbar machte.

Wir beide könnten wieder gute Freunde sein. So wie früher, damals in Moina. Weißt du noch? Das gute Essen, der Luxus, die Lust, all die Annehmlichkeiten im Haus des Krämers.

O ja. Amelia hätte diese Gedanken gern für alle Zeit aus ihrem Kopf gebannt, doch es wollte ihr nicht gelingen. Menetekel sorgte dafür, dass die Erinnerungen frisch und farbig blieben.

Du zahlst die Zeche dafür, Weib, dass du meinen Anregungen nicht folgst. Aber so warst du schon immer. Stets mit dem Kopf durch die Wand und nur ja nicht auf jene hören, die dir Gutes wollen.

»Lass mich in Ruhe!«, schrie Amelia, so laut sie konnte – und hielt sich gleich darauf die Hände erschrocken vor den Mund. Es war niemals gut, die nächtliche Ruhe zu stören. Vater Wald war unbarmherzig gegenüber Störenfrieden, wie ihr einer ihrer Liebhaber einmal erzählt hatte.

Wie kann man bloß so dumm sein?, höhnte Menetekel. Mich wirst du niemals wieder los. Wir sind aneinander gefesselt, bis ans Ende aller Tage. Und jetzt bereite dich auf ein paar unangenehme Momente vor. Wir sind nicht mehr allein.

Amelia sprang hoch und drehte sich langsam im Kreis. Menetekel war ein Quälgeist, und er hasste sie. Doch er hatte ein Gespür für das, was in der Zukunft lag.

Hinter ihr war Fels, der sie vor Wind und möglichen Gefahren schützte. Rechts eine Böschung, einige verkrüppelte Tannengewächse und eine Grube, in der sich brackiges Wasser gesammelt hatte. Links der Weg, den sie gekommen war. Geradeaus, hinter dem Feuer, begann jenes Stück des Waldes, das sie mit den ersten Sonnenstrahlen begehen würde. Amelia kniff die Augen zusammen, immer wieder. Das Zucken der Flammen schränkte ihre Sicht ein. Dahinter mochte sich etwas vor ihr verbergen, etwas Schreckliches.

»Das Böse kommt in dieser Gegend stets aus dem Licht«, hatte ihr eine zahnlose Alte hinterhergerufen, als Amelia sie nach dem Weg Richtung Arabeor gefragt hatte. Und noch einmal: »Achte auf das Licht!«

Amelia verfluchte ihre Unvorsichtigkeit. Sie hatte, aus ihrem Traum gerissen, das Feuer viel zu stark angefacht. Weil die Kälte in ihren Leib gekrochen war und sie nicht nachgedacht hatte. Es brannte nun lichterloh und verwehrte ihr den Blick auf das offene Land.

Amelia schnappte zwei glosende Holzstücke und steckte sie in feuchte Erde, sodass sie leise zischend erloschen, und verteilte dann weitere Äste mit Fußtritten in alle Himmelsrichtungen. Dabei achtete sie auf Geräusche, die nicht hierher gehörten. Ihre Ohren waren in den letzten Tagen im Tann geschärft worden. Sie wusste, was hierher gehörte und was nicht.

Ein Luftzug. Etwas, das auf sie zusprang. Amelia brachte die Rechte mit dem Messer gerade noch hoch – doch die Waffe wurde ihr aus der Hand geprellt, und sie selbst stürzte zu Boden, ausgehebelt durch einen Fußtritt und eine blitzschnelle Armbewegung.

Amelia landete schwer und blieb atemlos liegen.

Ich hab's dir doch gesagt!, meldete sich Menetekel zu Wort und ließ ein hässliches Lachen folgen.

Sie krabbelte bäuchlings nach hinten und drehte sich, schnappte nach Luft, trat wie wild um sich, ohne auf Widerstand zu treffen. Ihr Gegner war flink wie der Wind. Eine kleine Gestalt mit einem viel zu großen Mantel hüpfte wie ein Ball umher, war mal hinter, war mal vor ihr. Und jedes Mal, wenn sie nicht damit rechnete, bekam sie einen Tritt oder einen Schlag. Gegen den Kopf, gegen die Knie, in den Magen. Der andere kämpfte auf allen Linien unfair, und er hatte jede Menge Spaß daran.

»Bist ein Wildtäubchen, nicht wahr?«, hörte Amelia eine hohe Stimme. »Möchtest mit mir spielen. Ich mag Spiele. Ich mag Wildtäubchen.«

Ein weiterer Schlag, gegen ihr Kinn geführt. Haut platzte, der Schmerz war kaum zu ertragen.

»Hab immer Spaß, bin ein gar lustiger Gesell«, fuhr der Unbekannte fort, während er sie umtanzte. Es klang wie ein Singsang. Wie ein Lied, das eine Mutter ihrem Kind vorsang, immer wieder. »Mag das Land, mag die Leut, komm viel herum – und fick dich heut!«

Er packte Amelia an einem Bein und hob sie hoch. Sie schwang kopfüber, trat und schlug um sich, ohne ihren unbekanntem Gegner zu treffen.

Irgendwann ließ der Mann sie fallen und warf sich über sie. Er umfasste ihre Armgelenke, die Beine pressten sich um ihren Leib. Das Gesicht des Unbekannten wurde größtenteils vom Stoff einer Kapuze verdeckt. Einzig der Mund und ein fliehendes Kinn waren zu sehen. Und ein Lächeln, das abgrundtief böse wirkte.

»Wie wär's mit uns beiden, holde Maid?«, flüsterte der Mann. Er stank nach Zwiebeln und nach billigem Fusel. »Ich kann dich auch bezahlen.«

Amelia schloss die Augen und hörte auf, sich zu wehren. Es war eine Entscheidung der Vernunft, wie so viele, die sie während der letzten Monate getroffen hatte. Sie war dem Kerl hoffnungslos unterlegen. Je mehr sie sich wehrte, desto mehr würde er sich an ihrem Leid aufgeilen und ihr weiteren Schmerz zufügen. Sie kannte diese abwärts führende Spirale, war oft genug darin gefangen gewesen.

Also entspannte sie die Muskeln und legte sich flach hin. Sie starrte am Kapuzengesicht vorbei, hoch zu den wenigen Sternen, die zwischen dem Geäst rings um sie zu sehen waren.

Der Mann zog seine Hose runter, griff mit beiden Händen zwischen ihre Beine und spreizte sie. »Das war's schon, Weib? Mehr Kampfgeist steckt nicht in dir?«

Sie sagte kein Wort. Auch nicht, als er sie im Rhythmus seiner Stöße zu schlagen begann. Einmal links, einmal rechts. Ins Gesicht. Immer wieder, immer rascher. Sie ging mit den Schlägen mit, um die Wucht zu verringern. Ihre Wangen waren feucht und klebrig, ihre Nase verstopft vom Blut.

Es war einerlei. Es war, wie es war. Sie führte das Leben einer Vogelfreien. Einer Frau, die von einem Ort zum nächsten wanderte und dabei keinerlei Schutz genoss.

Der Mann kam mit einem lauten Grunzen, sein Leib zitterte. Dann ließ er sich schwer auf sie fallen, um sich schon wenige Augenblicke später von ihr zu lösen und aufzustehen. »Das war nicht sonderlich überzeugend«, sagte er. »Du bräuchtest einen Lehrmeister wie mich, der dir zeigt, wie man einen Mann glücklich macht.«

Er zog die Hose hoch, ohne sie aus den Augen zu lassen. Er wusste ganz genau, dass sie ihm ihr Messer in den Rücken rammen würde, sobald er ihr auch nur die geringste Chance dazu ließ. Sie war ganz gewiss nicht die erste Frau, an der er sich vergangen hatte.

»Ich kenne dich«, sagte er zu ihrer Überraschung. »Du bist eines dieser Luxusweibchen, das Heerführer Metcain Nife in Moina in seinen Dienst gezwungen hat. Ihr habt den Tross begleitet. Ganz hinten. Dort, wo einfache Leute wie ich niemals rankekommen sind. Ihr wart den Offizieren und verdienstvollen Kämpfern vorbehalten.« Er spuckte neben ihr aus. »Hunderte Male habe ich zugehört, wie du sie angelächelt hast, die Goldfasane. Für einen wie mich hattest du niemals einen Blick über.«

Sollte sie ihm sagen, wie es in den Wagenburgen *wirklich* gewesen war? Eingehüllt in schwere Decken und Parfumwolken, die sie und alle ihre Kolleginnen benötigt hatten, um den Geruch von Schweiß und Sperma zu überdecken? Ein Dutzend

Mal im Laufe des Tages benutzt wie ein Abtritt, um dann in den Abendstunden, wenn das Lager errichtet wurde, manchmal zwei oder drei Männern gleichzeitig gefügig zu sein. Dieses Lächeln war ihre einzige Waffe gewesen. Eine Maske, hinter der sie sich verborgen hatte, und ein Weg, den Schmerz zu verbergen.

Amelia blieb stumm. Es würde nichts nützen. Dieser Mann war nicht besser – und auch nicht schlechter – als all die anderen, die sich über sie gewälzt hatten.

»Na schön«, brummelte er. »Nichts für ungut.« Er warf ihr ein Stück Tuch zu. »Wisch dir das Blut ab und sieh zu, dass du rasch von hier wekommst. Der Wald ist gefährlich. Man munkelt von dunklen, unheimlichen Gestalten.«

Empfand er tatsächlich so etwas wie ein schlechtes Gewissen?

»Dein Lohn.«

Zwei Münzen klimperten über Fels, sie rollten irgendwohin. Amelia merkte sich, wo sie landeten. Sie empfand schon lange keinen Stolz mehr. Geld bedeutete Essen, und Essen bedeutete Leben.

Der Mann schlurfte davon, so als würde er ein Bein nachziehen. Amelia schloss die Augen und versuchte sich in allen Einzelheiten zu merken, was eben geschehen war, welche Eigenheiten der Mann hatte, wie er sich bewegte, wie er aussah. Es war nicht viel. Doch sie würde sich an den Mund erinnern. Daran, dass er narbige, lederhätige Hände hatte. Daran, dass er im Heer des Gottbettlers gedient hatte und in der Nachhut marschiert war. Andernfalls hätte er sie niemals zu Gesicht bekommen.

Amelia beendete diesen schmerzvollen, aber wichtigen Akt, hakte die Erlebnisse des heutigen Tages ab und versperrte die Erinnerungen in einem Kämmerchen ihres Gedächtnisses. Vielleicht würde sie sie eines Tages wieder hervorholen.

Sie erhob sich bei Morgendämmerung und schleppte sich zum mit Wasser gefüllten Erdloch, um sich gründlich zu waschen. Rotkehlchen und Nasenveigelchen zwitscherten. Einer Mär nach, die sie in ihrer Kindheit von der Mutter erzählt bekommen hatte, gehörten Nasenveigelchen zu den stolzesten Vögeln des Weltenrunds. Sie waren der Meinung, dass die Sonne nur ihretwegen aufging. Würden sie einmal ihren Morgenruf vergessen, würde jedwedem Geschöpf in Schlaf und ewiger Dämmerung verharren.

Das Zwitschern klang freundlich und wohlgenut. Mit ein wenig Fett, das sie in einem Holztiigel mit sich führte, versorgte Amelia sorgfältig die Abschürfungen, die offenen Wunden und ihre Füße. Das Schuhwerk war schlecht, die Riemen scheuerten. Immerhin hatte sie noch etwas, das sie vor Dornengewächsen, Nesseln und anderen Unannehmlichkeiten schützte.

Ich hab dich gewarnt!, meldete sich Menetekel zu Wort.

»Ja, du hast mich gewarnt«, sagte sie leise und beendete ihre Körperpflege.

Glaubst du wirklich, dass du all jene erwischen wirst, die sich je an dir vergangen haben? Warum vergisst du sie nicht einfach und blickst vorwärts?

»Ich vergesse nicht, aber ich schiebe diese Dinge beiseite. So, dass sie mich nicht behindern.«

Du belügst dich selbst, Amelia. Ich lebe in deinem Geist, ich nähre mich von ihm.

»Lass mich in Ruhe.« Sie kümmerte sich nicht weiter um das Geplapper, das in ihr tönte, und nahm ihre wenigen Habseligkeiten an sich, zog den zerschlissenen Mantel enger um sich und steckte die Münzen ein, die ihr Schänder ihr hingeworfen hatte. Dann machte sie sich auf den Weg.

4. Eldar

Er verstand die Welt ringsum nicht. Sie bestand aus sich rasch bewegenden Schatten. Aus Tönen und Gerüchen, die, kaum dass er sie wahrnahm, auch schon wieder weg waren.

Er fühlte Schmerz. Pfeile durchbohrten ihn, seine Haut fühlte sich an, als würde man sie mit einem Nagelbrett bearbeiten.

Wo war er, was tat er hier? Was geschah mit ihm? Eldar versuchte sich zu erinnern. An das, was er früher einmal gewesen war und was er vorgehabt hatte. Doch da war nichts, er konnte keinen Gedanken länger als einige Augenblicke halten.

Jemand zerrte an ihm. Irgendwo in seinem Körper knackste etwas, doch der andere scherte sich nicht darum, schleuderte ihn mit großer Wucht zu Boden. Dann war eine Weile Ruhe.

Eldar versuchte zu atmen. Es gelang ihm kaum. Er lag mit dem Gesicht nach unten und schluckte Wasser. Salzwasser. Er würde ersticken, wenn er nicht rasch wieder hochkam.

Der Boden unter ihm schwankte heftig, und Eldar begriff: Er lag in einem Boot, das sich allmählich mit Wasser füllte.

Die Treibgierde . . .

Das Wort erinnerte ihn an etwas. Daran, dass er den Versuch unternommen hatte zu fliehen. Um Hilfe zu holen für . . . für . . .

Weiter reichte sein träger Verstand nicht. Eldar musste sich

damit zufriedengeben, etwas mit dieser Treibgierde zu tun zu haben. Es gab andere, wichtigere Dinge, um die er sich kümmern musste. Es galt zu überleben. Er musste verstehen lernen, warum alles ringsum so rasend schnell geschah und warum er diese schreckliche Müdigkeit in seinen Knochen fühlte.

Er wurde erneut gepackt und auf den Rücken gedreht. Das Schaukeln des Bootes erzeugte Übelkeit in ihm. Holz splitterte, Teile davon durchbohrten ihn, er starrte einem Monster ins zahnbewehrte Maul, über ihm wechselten immer wieder Licht und Schatten. Die Nadelstiche, die er fühlte, stammten vom Regen. Tropfen prallten hart auf seine nackten Haut. Es gab nichts, mit dem er sich dagegen schützen konnte. Jede seiner Bewegungen nahm unendlich viel Zeit in Anspruch.

Das Schaukeln ließ nach. Ein Schrei ertönte, brach aber gleich wieder ab. Flüssigkeit klatschte gegen seinen Oberkörper. Erstaunt stellte Eldar fest, dass sie rot war, rot wie Blut, und noch während er zusah, verwässerte der Regen die Farbe zu einem Blassrosa.

Felslandschaften zogen an ihm vorbei, das Hoch und Nieder endete. Der Schatten neben ihm wurde zu einer Gestalt und von einer Gestalt zu einem Mann mit furchterregendem Gesicht.

»... Kleiner, dann stirbst du den schlimmsten Tod, den du dir nur vorstellen kannst. Für dich habe ich meinen besten Freund geopfert«, hörte er den anderen mit tiefer, schleppender Stimme sagen, in einer Sprache, die er zwar verstand, die sich aber dennoch gehörig von seiner eigenen unterschied.

»Geopfert?« Eldar versuchte den Sinn dieser Worte zu erraten. Er versuchte aufzustehen, und es gelang ihm. Irgendwie. »Wovon redest du?«

Mehr brachte er nicht hervor. Schwindel befahl ihm, und mit einem Mal fror ihn. So sehr, dass er meinte, zu Eis zu

erstarren. Er fiel vornüber, ohne etwas dagegen unternemen zu können. Den Aufprall im Bug des Bootes fühlte er noch, diese Explosion neuer Schmerzen. Dann umgab ihn Schwärze.

»... verträgst wohl gar nichts«, waren die ersten Worte, die Eldar hörte, als er wieder zu sich kam. »Wachst auf und fällst gleich wieder um wie ein Stein.«

Er wagte nicht hochzusehen, aus Angst, erneut mit diesen Schattengestalten konfrontiert zu werden, die sich so rasend schnell bewegt hatten. Er fühlte Hitze auf seinem Gesicht, die wärmenden Strahlen der Sonne. Seine Haut juckte, er verspürte grässlichen Durst. Ein Segel knatterte gut hörbar im Wind. Lastwechsel und Windzug verrieten ihm, dass das Boot, in dem er lag, mit großer Geschwindigkeit durchs Wasser pflügte.

»Kannst ruhig die Augen aufmachen, Kleiner. Ich weiß, dass du wach bist.«

Eldar blinzelte und hielt die Hände vors Gesicht. Das Licht der Sonne schmerzte, so als sei er ihm seit Jahren nicht mehr ausgesetzt gewesen. Langsam stemmte er den Oberkörper hoch. Die Brust schmerzte, und am liebsten wäre er wieder zurückgesunken. Doch der Mann vor ihm musterte ihn argwöhnisch. Es war nicht gut, Schwäche zu zeigen. Nicht in der Situation, in der er sich befand.

»Wo bin ich?«, krächzte Eldar. Sein Hals schmerzte, und dankbar griff er nach der Fellflasche, die ihm sein Gegenüber reichte, nahm einige Schlucke. Das Wasser war lauwarm und schmeckte abgestanden, und doch fühlte er sich gleich darauf besser.

»Etwa drei Seemeilen von Blutkap entfernt«, antwortete der Mann. Er spuckte braunen Sud über die Reling. Mit einem Arm umschlang er ein Ruder so, als wäre es sein wertvollster Besitz.

»Du kennst doch Blutkap, oder? Weithin bekannt als Heimat der hässlichsten Weiber und der geschicktesten Sauter.«

Sauter? Eldar hatte dieses Wort noch nie gehört. Wahrscheinlich entstammte es diesem grässlichen Dialekt des Mannes. »Leider nein, ich kenne Blutkap nicht. Ist das eine Offene Stadt des Altmabischen Reichs?«

»Was redest du für einen Unsinn daher! Steh auf, du kannst dich nützlich machen.«

Eldar gehorchte. Es war nicht gut, den Mann mit dem verunstalteten Gesicht zu reizen. Er hievte seinen Körper hoch und hielt sich am Mast fest. Das Holz zeigte Biss- und Kratzspuren. Es war mit Tau umwickelt, und der Mast wirkte, als könnte er jederzeit auseinanderbrechen. Eldar legte den Kopf in den Nacken und besah sich das Segel. Jemand hatte es mit ungelinker Hand geflickt, und an mehreren Stellen lösten sich die Stiche bereits wieder auf.

»Wie heißt'n du eigentlich?«, fragte sein Gesprächspartner. »Ich bin Hackfresse. Vierter Mann in Blutkap. Ein Wertvoller.« Er klopfte sich stolz auf die Brust. »Ohne mich würde im Dorf kaum was laufen.«

»Ich bin Eldar«, antwortete er knapp. Er blickte an sich hinab. Er trug schäbige Kleidung, die seinen Körper umschlotterte und ihm ganz gewiss nicht gehörte.

»Mehr hast du nicht zu bieten, Eldar? Hast du keinen Ehrennamen?«

»Dort, wo ich herkomme, gibt es so etwas nicht.«

»Tatsächlich? Wie schade.« Hackfresse schüttelte den Kopf. »Wie ist's denn eigentlich in der Treibgierde? Bring mir mal das Seil rüber.« Er deutete in Richtung eines kleinen Verschlags, der kaum groß genug war, um zwei Personen als beschatteter Sitzplatz zu dienen. Er war mit allerlei Krempel angefüllt, darunter hauptsächlich Seemannszeug und fingerdickes Tau.

»Ich kann mich nicht erinnern.« *Treibgierde* ... Das war ein Begriff, den er kannte. Sein Herz begann heftig zu pochen. Da war ein kleiner Erinnerungsflecken inmitten eines großen grauen Feldes.

Er stammte aus der Treibgierde!

»Was? Du weißt nicht, wie's im Inneren so zugeht?«

»Das Wissen steckt da drin.« Eldar deutete mit dem Zeigefinger auf seine Schläfen. »Aber es will nicht raus.«

»Dann streng dich mal an, kleiner Mann.«

»Das dauert höchstens ein paar Tage oder Wochen.« Eldar legte sich seine Worte sorgfältig zurecht. »Ich möchte mich übrigens bedanken, dass du mich aus der Treibgierde befreit hast.«

»Es war nicht viel zu tun, Kleiner. Du warst mit einem Mal da. Wir ... ich hab bloß ein wenig nachgeholfen. Das war ja wohl selbstverständlich.«

»Dennoch hätte ich es ohne dich nicht geschafft.«

Hackfresse entblöbte sein Pferdegebiss. »Du wirst in nächster Zeit ausreichend Gelegenheit bekommen, mir deine Dankbarkeit zu beweisen. Um mich gleich ein wenig aufzuheitern, möchte ich, dass du dir eine gute Geschichte ausdenkst, wie es denn in der Treibgierde so aussieht.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Das ist ganz einfach, Kleiner. Ich habe dich befreit, also bist du nun mein Eigentum. Ich bestimme, was du zu tun hast. Leute werden von nah und fern kommen, um dich zu bewundern. Bewohner der Steilstädte werden von deiner Flucht aus der Treibgierde erfahren und anreisen, um dich mir abzukaufen. Du bist allerdings nur etwas wert, wenn du weißt, was da drin so vor sich geht.«

»Du möchtest mich *verkaufen*?« Eldar schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Sklave, ich gehöre niemandem!«



Michael Marcus Thurner

Der unrechte Wanderer

Roman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Broschur, 512 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-442-26404-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2015

Wahre Liebe treibt ihn zu düstersten Taten

Von der Treibgierde hält man sich besser fern, denn hier kämpfen abgeschottet vom Rest der Welt Hexen und Magicae gegeneinander. Der junge Eldar wurde mit seiner geliebten Harana durch Zufall in diesem Gebiet eingeschlossen. Nun, Jahrhunderte später, konnte Eldar entkommen. Er wird alles daran setzen, Harana zu befreien – und wenn er dafür die Welt aus den Angeln heben muss. Doch Hexen und Magicae haben eigene Pläne mit ihm ...